

Re-use und Upcycling

Tafeln zu Klapptischen: Re:Move

Name

Re:Move

Rechtsform

**Projekt von
Nomadisch Grün
gGmbH**

Gründungsjahr

2015

Mitglieder/Aktive

**Team aus dem
Prinzessinnen-
garten**

Wo

Berlin

Finanzierung

**Projektförderung,
Angebot einer
Dienstleistung,
Verkauf von
Produkten**

Medien

**prinzessinnen-
garten.net,
agoracollective.org,
crclr.org**

Seit Sommer 2015 machen Robert Shaw und Team aus alten Dingen neue. Es geht dabei nicht um das Recyceln von Materialien, sondern darum, sie in einen neuen Kontext zu stellen. Z. B. Schultafeln: Sie sind groß, massiv, unhandlich, voller Patina vom jahrzehntelangen Gebrauch – und vor allem ziemlich schwer. Aber sie sind ein ausgezeichnete Wertstoff, viel zu schade, um im Müll zu landen. Man kann sie zu modularen Büromöbeln oder Stellwänden umbauen. Nutzbar sind sie unter bestimmten Bedingungen aber auch für den Trockenbau, d. h. als Alternative zu herkömmlichen Rigipsplatten (und laut Aussage von Experten* mit besseren Werten z. B. hinsichtlich der Wärmedämmung ausgestattet). Ausgediente Schultafeln sind ein Baumaterial mit hervorragenden Eigenschaften und außerdem in planbarer Menge dauerhaft verfügbar.

Bei der Installation neuer Tafeln ist der Hersteller verpflichtet, die alten zurückzunehmen. Das kommt ihm teuer, insofern ist er erfreut, als Robert Shaw und

Team ihm anbieten, die Tafeln für die Hälfte der Kosten, die er sonst für ihre Entsorgung veranschlagen muss, abzunehmen. Eine klassische Win-win-Situation: Der Hersteller spart Kosten, das Projekt bekommt die Tafeln und damit einen interessanten Wertstoff.

Momentan sind es 30 Tafeln monatlich, perspektivisch will das Team dem bundesweit tätigen Hersteller alle, d. h. um die 1000 ausrangierte Schultafeln jährlich, abnehmen. Ähnlich wie das ebenfalls im Prinzessinnengarten beheimatete Projekt Material Mafia, das seit 2011 Recyclingressourcen an Berliner Projekte weitervermittelt, will Re:Move die Wertstoffe, die es den Herstellern abnimmt, selber verwerten und an interessierte Projekte abgeben. Die Schultafeln sind kein Einzelfall, viele Firmen entsorgen wertvolle Materialien, nur weil sie sie selbst nicht weiterverwenden können. Es gilt, so Robert Shaw, intelligente Konzepte zu entwickeln, Firmen zu überzeugen, dass sie einen Vorteil davon haben, wenn sie ihre Reststoffe gemeinnützigen Projekten überlassen. Wichtig sei, dass die Hersteller den Eindruck gewinnen, sich auf ihre Partner verlassen zu können. Gemeinnützige Projekte könnten, so die Idee, sich als Abnehmerinnen dieser Materialien profilieren, sie könnten einen Teil ihrer Projektkosten refinanzieren und würden außerdem

einer zirkulären Ökonomie angehören, in der Wertstoffe länger genutzt, mithin Ressourcen eingespart werden.

Damit der neue Stoffkreislauf funktioniert, braucht es verschiedene gute Beispiele für sinnvolle Anwendungen und willige Abnehmer*. Anhand einiger weniger Stoffe und konkreter Nutzungen werden im Projekt Re:Move beispielhaft sämtliche Prozesse und Schritte zur effizienten Wiedernutzung anfallender Materialressourcen, die normalerweise für die Entsorgung vorgesehen sind, analysiert und dokumentiert. Die Idee des Projekts ist mehrschichtig. Einerseits sollen neue Einsatzmöglichkeiten erschlossen und verbindliche Gutachten eingeholt werden, die die Eigenschaften der Materialien (in Bezug auf Schultafeln z. B. im Hinblick auf Schallschutz, Wärmedämmung) belegen, damit ausrangierte Materialien, so wie sie sind, d. h. ohne nennenswerten Einsatz von Arbeit und Energie, weiterverwendet werden können (beispielsweise die Schultafeln als Alternative zu Rigipsplatten). Andererseits sollen mit unkomplizierten Upcyclingdesignkonzepten attraktive Produkte kreiert werden, in Form und Funktion so bestechend schön und praktisch, dass sie von Projekten, die eigentlich etwas anderes machen, produziert und verkauft werden können, um gemeinwohlorientierte und nachhaltige Zwecke zu finanzieren. Das Ziel ist es, exemplarisch neue Stoffkreisläufe zu schaffen und den Weg dorthin in seinen ökologischen, ökonomischen, sozialen, juristischen, politischen, designrelevanten und marktkulturellen Dimensionen zu durchdringen. Die gesammelten Erfahrungen und aufbereiteten Erkenntnisse werden öffentlich zugänglich gemacht

und könnten dann für andere Orte, Materialien und Projekte adaptiert werden.

So viel zum Kontext des Workshops, den Re:Move in der vierten Etage des Agora, einem Coworking-Space sowie Entwicklungs- und Workshopraum für kreative, künstlerische und unternehmerische Projekte in Neukölln, im Herbst 2015 ausrichtete. Hier geht es darum, mit den Tafeln den Prototyp einer modularen Büroeinrichtung zu bauen – als Team- und Projektraum für ein neues Agora-Projekt: Ganz in der Nähe, auf dem Gelände der ehemaligen Kindl-Brauerei 1, soll in einer 2000 m² großen Halle das Agora Circular Economy Lab entstehen. Re:Move und Agora-Macher*innen verfolgen ähnliche Ziele. Sie treibt die gleiche Vision, Kreislaufwirtschaft real zu praktizieren. Das Circular Economy Lab soll ein multipler Arbeits-, Lebens- und Denkraum werden, mit einem Fab Lab für Prototyping,

mit Offenen Werkstätten für nachhaltige Produktion und mit Infrastrukturen für lokale Selbstversorgung wie Nähwerkstatt und Gemeinschaftsküche für das umliegende Stadtquartier. In diesem Zusammenhang sollen die Tafeln zu weiterem Einsatz kommen. Der Workshop ist mithin auch eine Art Testlauf, dient der Einübung im Umgang mit dem Material.

Schweißtreibend war es allemal, die jeweils 4 m² großen, dreiteiligen Platten durch den engen Treppenaufgang bis in den Agora-Projektraum zu tragen. Ungefähr ein Dutzend Tafeln liegen neben anderen Gebrauchtmaterialien wie Fahrradschläuchen, Holzleisten und Schrauben bereit, um daraus mobile Tische, Raumteiler und sogenannte Skype-booths, sprich Telefonzellen, zu bauen.



**Tafeln zu
Klapptischen:
Re:Move**



Der mittelgroße, lichte Raum ist noch weitgehend leer. Auf einer aus Paletten gebauten Theke stehen Obst, Getränke, Brot und Aufstrich zur Stärkung für die knapp 20 Personen bereit, die der Facebook-Einladung zum heutigen Wood-Workshopevent gefolgt sind. Gesprochen wird Englisch. In drei Gruppen geht es sofort mit Akkuschaubern, Zollstock und Winkeleisen zur Sache. Robert Shaw erklärt: Alles, was er und seine beiden Kolleg*innen hier heute erzählen werden, sei nur als Anregung zu betrachten, man könnte alles immer auch ganz anders machen. Es ginge einfach um die Diskussion ihrer gesammelten Erfahrungen im Umgang mit dem Baumaterial Schultafel. Auch die konstruktiven Ideen seien zwar

erprobt, aber ebenfalls nur als Vorschläge anzusehen.

Das Projekt, das sich die erste Gruppe vorgenommen hat, klingt simpel: Es gilt, einen Klapptisch zu bauen. Das 2×1 m große Hauptelement soll die Arbeitsplatte des Schreibtischs werden, die von den beiden Seitenteilen der Schultafel getragen wird. Dazu müssten die vier Scharniere abgeschraubt, Seitenplatten und Scharniere gedreht und wieder angeschraubt werden. Die nötige Stabilität böte dann ein Extrascharnier, das im ausgeklappten Zustand blockiert – so weit die Theorie.

Natürlich steckt der Teufel im Detail. Schon das Lösen der Scharniere erweist sich als komplizierter als gedacht, weil die dicke, eingerostete Kreideschicht erstaunlich widerständig ist. Da die Scharniere für die Skype-Boxen nicht gelöst werden

müssen, wandern die ersten beiden Schultafeln dann zu dieser Gruppe. Schnell stellt sich eine rege Workshopatmosphäre ein. Stimmengewirr, wildes Fachsimpeln; bald bebildern Skizzen die Tafeln. Unterschiedliche Herangehensweisen treten zutage: Wo die einen eher auf Funktionalität achten und handwerklich robust zur Sache gehen, durchdenken andere die Form der Objekte. Insbesondere den mitwirkenden Designern* ist wichtig, dass die aus Gebrauchtgütern hergestellten Dinge am Ende nicht nach „Bastelkram“ aussehen.

Um acht Uhr abends stehen die ersten Prototypen. Der Tisch in Stehhöhe ist noch etwas wackelig, hat aber Potential, die Skype-Box finden alle Klasse, auch wenn die Akustik noch optimiert werden kann. Die Raumteiler sind gut so, wie sie sind.

Damit ist ein erster Schritt zum Ausbau bzw. zur Ausstattung des Circular Economy Labs getan. Aber die Tafeln können und sollen noch mehr. Sie werden das Rohmaterial für den Innenausbau stellen, statt mit Rigips kann man mit ihnen z. B. die Zwischenwände ziehen. Sie sind ca. 40 cm breiter als die normalerweise verwendeten Rigipsplatten, allerdings auch formstabiler und somit geeignet, um das Ständerwerk auf die Tafelmaße anzupassen. Allerdings sind sie nicht atmungsaktiv, verhalten sich vergleichbar zu Feuchtraumplatten und sind darüber hinaus nicht in herkömmlicher Weise zu verputzen. Die letztendliche Optik der Wand muss dann durch Farbe hergestellt werden, alternativ kann man die Tafel auch als solche belassen und gewinnt eine beschreibbare Wandoberfläche. Wesentlicher Vorteil ist, dass eine solche Wand sowohl erheblich kostengünstiger (etwa 30 %) als auch mit weniger Zeitaufwand gebaut

werden kann, zumal Arbeitsschritte wie das Verputzen nicht notwendig sind. Ein Nachteil ist, dass Baufirmen sich weigern könnten, Gewährleistung zu übernehmen, weil sie mit dem Material nicht vertraut sind.

Noch sieht man nicht viel auf dem Gelände. Noch ist das zukünftige Labor eine lichtlose, verbarrikadierte, zugemüllte, säulenlose Halle ohne mediale Erschließung. Es werden nicht wenige Subbotniks nötig sein, um die Halle Stück für Stück zu erschließen und den Grundriss freizulegen. Alle Materialien, die erst einmal im Weg sind, sollen sorgsam zurückgebaut, sortiert und im Rahmen einer Installation hinsichtlich ihrer Eigenschaften präsentiert werden. Mineralisches, Holz, Metall, Wasser, Luft – der gestalterische Anspruch, die Kunst wird als vermittelnde Instanz gesehen, um ausrangierte Dinge wieder in Wert zu setzen.

Alice Grindhammer, eine der treibenden Kräfte des Projekts, bezeichnet sich selbst als Garbologin, als eine Archäologin des Mülls: „Es gibt keine Möbelbauer oder Handwerker, die auf Circular Economy spezialisiert wären und es auch so günstig machen könnten, wie wir uns das leisten können. Der neue Standort soll ein Prototyp werden, ein Beispiel für eine zirkuläre Ökonomie. Wir machen unsere Erfahrungen offen und dokumentieren auch alles, wir wollen auch andere Initiativen dabei unterstützen, anders zu wirtschaften.“

Zwei Jahre lang will das wachsende Netzwerk von Akteuren* und Gruppierungen das Konzept als Pop-up-Modell erproben. Aber das junge Team hinter dem größtenwahnsinnig klingenden Projekt hat guten Grund zur Hoffnung, dass die Zwischennutzung auf Dauer gestellt werden kann. Die von

Architekt*innen entwickelten Pläne für Aus-, Um- und Aufbau der Fläche auch im Hinblick auf temporäres und projektbezogenes Wohnen sind bereits erarbeitet und bewilligt und werden vom Berliner Senat und dem Bezirk Neukölln gefördert. Nach vier Jahren Auseinandersetzungen wurde das gesamte Areal Oktober 2015 an die Schweizer Stiftung Edith Maryon verkauft, die Boden und Immobilien einer solidarischen Nutzung zuführt. Mitte 2016 sollen die ersten Flächen bespielbar sein; dann werden auch die im Workshop gebauten Möbel dorthin umziehen.

1 vollgut.berlin



**Tafeln zu
Klapptischen:
Re:Move**



Resilienz bei steigendem Meeresspiegel: Open Island

Materieller Kern der Open Islands sind Schwimmkörper-Module, die aus Müll zusammengebaut werden: Eine Transportpalette und ein Transportsack, der komplett mit weggeworfenen Plastikflaschen gefüllt und dann mit Plastik- oder Kokosfasern an der Palette festgebunden wird. Lässt man dieses Konstrukt zu Wasser, schwimmt es. Verbindet man mehrere, entsteht eine größere schwimmende Fläche bzw. ein Floß. Dieses bietet aufgrund seiner flexiblen Konstruktion gegenüber festen Strukturen wie Schiffsrümpfen den Vorteil, dass es die Energie der Wellen aufnimmt und nicht bricht. Aufgrund dieser Eigenschaft ist der schwimmende

Teppich geeignet, auch auf Gewässern mit höherem Wellengang zu bestehen. Ein frühes Projekt dieser Machart waren die im Jahr 2000 auf der Expo in Hannover realisierten „Future Islands“, die kleine, schwimmende Gärten sind. Auf ihnen bringt man noch Styropor und Humus auf - und natürlich Pflanzen. Die grünen Inselchen ziehen, wo immer sie zu sehen sind, viel Aufmerksamkeit auf sich. Das von Wasser eingefasste und getragene Minihabitat für Wasservögel und andere Kleintiere veranschaulicht auf eigene Weise eine Verschiebung des Verhältnisses von Erde und Wasser. Die dislozierte Erde begibt sich aufs Wasser, wird maritim. Hintergrund und Bezugspunkt für die spektakuläre Street-Art-Intervention sind der Klimawandel und der steigende Meeresspiegel.

Das Projekt, nicht nur das sicht- und greifbare Ergebnis, ist eng verbunden mit der Arbeit des Künstlers Joy Lohmann, der sich an das Kunstverständnis von Joseph Beuys anlehnt. Lohmann hat Beuys' Vorstellung der „sozialen Plastik“ adaptiert, nach der jeder Mensch durch sein Denken und Handeln in der Lage ist, verändernd in die Gesellschaft einzugreifen, also jede(r) ein Künstler ist. Lohmann lotet diese Möglichkeit im Rahmen der von ihm initiierten Projekte mit anderen gemeinsam aus, und zwar im Maker-Style. Angriffspunkt für seine Projekte ist die „Wegwerfmentalität“ und die Entwertung der Dinge in der Konsumgesellschaft. Er setzt sich vehement dafür ein, „eine andere Wertigkeit zu leben“. Ein Beispiel, wie er das ermöglicht, ist etwa seine Beobachtung,

Name

Open Island

Rechtsform

keine

Gründungsjahr

2000 wurden die „Future Islands“ auf der Expo in Hannover gezeigt

Mitglieder/Aktive

die „Makers for Humanity“ (einige Dutzend Personen aus aller Welt) sowie alle Nutzer*innen und Entwickler*innen von Open Islands

Wo

weltweit

Finanzierung

Spenden, Werkverträge

Medien

**open-island.de,
bit.ly/1ShvFe6
(Bauanleitung),
youtu.be/
mz6oZFKEFY0**

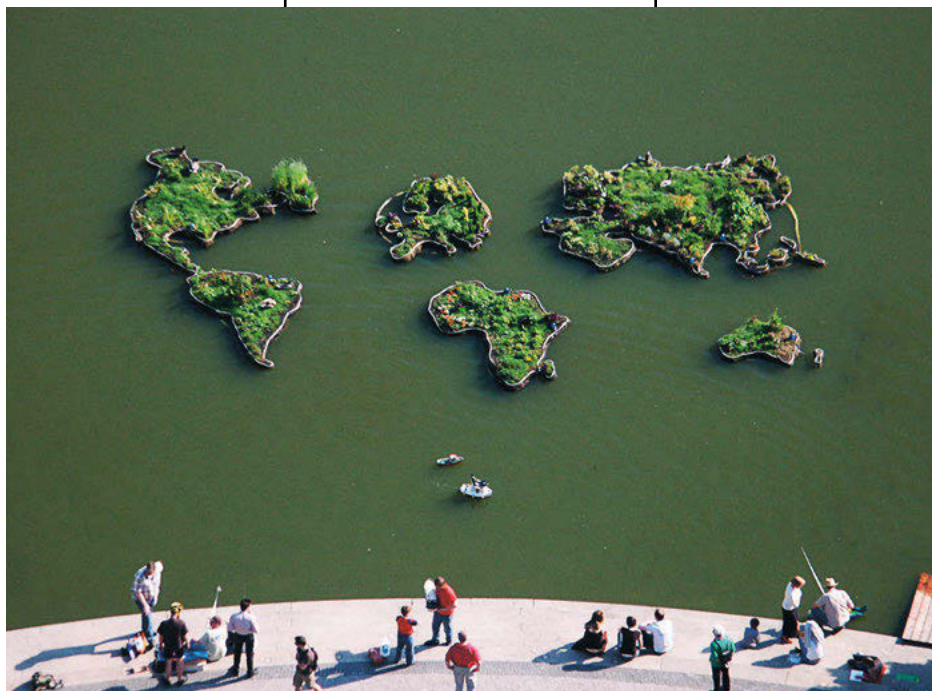
dass nach Festivals viele Besitzer ihre Zelte nicht mehr abbauen und mit nach Hause nehmen, einfach weil sie so billig zu kaufen sind. Vor dem nächsten Festival wird dann einfach ein neues Zelt gekauft, statt das alte zu säubern, abzubauen und einzulagern. Also entschloss er sich, die Zelte mit individuellen Graffiti zu versehen. Damit bekamen diese signierten Zelte eine veränderte Bedeutung für ihre Besitzer. Sie waren keine „gesichtslosen Massenzelte“ mehr, es waren ihre „eigenen Zelte“. Kunst verwandelte Müll in Objekte mit besonderem Wert.

In Interviews bezeichnet Joy Lohmann die schwimmenden Upcycling-Inseln als „Plattform für Lösungen“. Die Open Islands sind eine Form, die überflüssigen, die verbrauchten Dinge mit anderen Augen zu sehen, sie als „Rohmaterial“ für sinnvolle Projekte umzudeuten und in Form zu bringen. Die neu zusammengefügte Dinge haben sich im praktischen Alltagskontext zu behaupten. Mit dieser Elle sind sie zu messen. Sie sind nicht

primär als Festival- oder Biennale-Beiträge gedacht. Das sind sie zwar auch, aber nicht primär: Nachdem die ersten schwimmenden Gärten auf der Expo in Hannover zu sehen waren, ging das Projekt ab 2012 für drei Jahre nach Goa (Indien), wo es in einer Kollaboration von Architekturstudenten* weiterentwickelt und an die dortigen Bedürfnisse angepasst wurde. Das daraus hervorgegangene „Open-Island Collective“ ist in der globalen Maker-Community beheimatet und Teil einer global agierenden Szene von Entwicklern und Praktikern, deren Denken und Handeln darauf abzielt, konkrete Probleme gemeinschaftlich zu lösen. In diesem Fall geht es um die Zukunft des Wohnens in Gebieten, die vom erhöhten Meeresspiegel betroffen sind. Im Fokus stehen insbesondere die mittellosen, in Küstennähe lebenden Menschen in ihren improvisierten Behausungen. Da sie nicht die Möglichkeit haben,



**Resilienz bei
steigendem Meeres-
spiegel: Open Island**



ihren Wohnsitz einfach zu verlegen, sind Habitate auf dem Wasser eine ernstzunehmende Option und Müll aus Baumaterial realistisch gedacht.

Die Open Islands sind in der Umsetzung extrem vielfältig und bieten praktische Antworten auf viele Belange des Lebens: Wohnen und Kochen, Gartenbau, Energiegewinnung durch Solar-Panels bis hin zum Anbau von Pflanzen. Sie passen sich den Bedürfnissen ihrer BewohnerInnen an. Bei der im Sommer 2015 in Berlin realisierten Umsetzung gab es auf sieben schwimmenden Inseln u. a. eine kleine Bar, eine Bühne, ein schwimmendes Fab Lab. Die Ausgestaltung richtet sich nach den Fähigkeiten und Bedürfnissen der Nutzer*innen. Die Open Islands werden nach einem Open-Source-gestellten Bausatz gebaut. Der Zugang ist

offen für alle, die es interessiert. Auch werden die schwimmenden Inseln von vielen gemeinsam gebaut. Je nachdem, welche Materialien man auftreiben und auf welche Umsetzung man sich einigen kann, gestaltet sich das Ergebnis der Zusammenarbeit stets unterschiedlich. Das Projekt ist Teil der globalen Makerszene und stellt sich auch entsprechend dar. Auf einer der Websites zum Projekt heißt es: „Talk ist cheap. Let's start positive action :)“¹ Es ist Gegenstand von Onlinekonferenzen, Makerfestivals und anderen digitalen Zusammenkünften und Formen des Austauschs, so z. B. eine Open Island Makers Residency in einem Ökoresort in der indischen Provinz Bengalen, mit der die Erwartung verbunden ist, vom Pool des Resorts aus die auf der schwimmenden Insel genutzte Technik auch an arme Menschen in der Umgebung zu vermitteln: „In fact, this knowledge is quite useful in that area, which is highly endangered by

the rising sea levels. As a collateral benefit, the needed materials are globalized trash like plastic bottles, automobile tires and have to be collected from the nature, leading to clean-up campaigns in this nature preserve.“ **ebd. 9.12.2015**

In ihrem Selbstverständnis beziehen sich die Inselbauern* auf den Humanismus. Sie segeln unter der Flagge „Makers for Humanity“ und sind Teil der „Helferfraktion“ des globalen Making. Sie sehen die einzige realistische Möglichkeit für Veränderung im eigeninitiativen Tun. Jenseits der offiziellen Politik, die mit keinem Wort erwähnt wird, nimmt man, was man vorfindet und fügt es low-tech-mäßig, d.h. vor allem niederschwellig und für Ungeübte nachvollziehbar, neu zusammen und ersinnt für die (in diesem Falle von Überflutung) Betroffenen Möglichkeiten, neuen Boden unter den Füßen zu gewinnen.

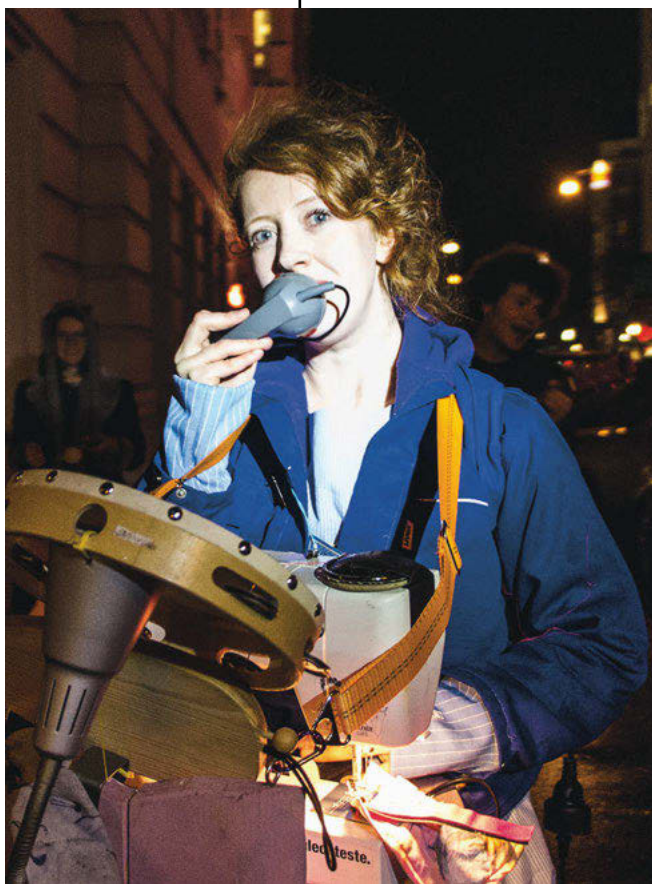
Ästhetik des Unfertigen: rag*treasure

Auf den ersten Blick: Eine Modenschau in einem Museum – sechs Models präsentieren farbenfrohe Kleider, untermalt von Geräuschen und Rhythmen. Doch dann beginnt eine der Frauen den blütenähnlichen Kragen ihres lila-roten Kleides, der aus dicken, backsteingroßen Textilpolstern besteht, mit den Händen zu zerlegen; sie reißt die einzelnen, mit Klettverschluss befestigten Polster ab und wirft sie ins Publikum. Bei näherem Hinschauen entpuppt sich der Umhang eines anderen Kleids als Bettbezug; der Rock eines weiteren Modells war einmal eine Polizeiuniform, die jetzt als Beinkleid neu positioniert und am Körper nach unten verschoben wird. Im Gegensatz zu Haute-Couture-Schauen mit perfekt gearbeiteten Kleidungsstücken, herrscht hier mit sichtbaren Nähten, unregelmäßigen Raffungen oder auch Löchern und Öffnungen im Stoff eine Ästhetik, die Offenheit und das Angebot zum Weiternähen ausstrahlt. Die Geräuschkulisse für den Catwalk kommt nicht vom Band, sondern wird live als Nähmaschinenduet aufgeführt: Die Künstlerinnen Stephanie Müller aus München und Lisa Simpson aus São Paulo und Berlin, selbst in auffälligen, aus Versatzstücken unterschiedlicher Textilien hergestellten Kleidern, erzeugen mit Gegenständen, die nicht in erster Linie konventionelle Musikinstrumente sind, eine Toncollage aus elektronischen Geräuschloops, Maschinensurren, Kinderxylophon und durchs Megafon gesprochenen

Textpassagen. Ein ausgedientes Amtstelefon dient hier als Mikrophon, Farbsprenkler werden zu Percussioninstrumenten, und verstärkte Kurzwaren erzeugen elektronische Soundimpulse. Zwischen diesen Klängen tauchen immer wieder Samples aus aufgezeichneten Interviews mit Näherinnen in Bangladesch auf, die aus textilen Telefonhörern mit Sprachimplantaten tönen, an denen sowohl die Künstlerinnen als auch die Models immer wieder lauschen.

Textilien und Töne – hauptsächlich mit diesen beiden Elementen beschäftigt sich

Stephanie Müller in ihren unterschiedlichen Kunstprojekten, sei es in Objekten und Installationen oder sei es in filmischen Arbeiten oder Performances, wo sie meist die Technik der Bricolage anwendet, bekannte Formen auflöst und Materialien in neue Kontexte setzt. Mode und ihre Herstellung sind die großen Themen ihres künstlerischen Werks. Wo Kleidung normalerweise den Zweck erfüllt, den Körper zu verhüllen oder auszustellen und kulturell einzuordnen, wird sie bei Stephanie Müller zum offensiven Kommunikationsmedium, das durch die Auflösung von Schnitten und



**Ästhetik
des Unfertigen:
rag*treasure**



Nähten, durch die Verarbeitung von ausrangierten, gebrauchten und auch nichttextilen Materialien dazu herausfordert, Position zu dem zu beziehen, was wir tragen, wie wir uns kleiden, dadurch inszenieren, und dazu einlädt, die performative Dimension unseres Einkleidens zu begreifen. Konvention und Konfektion werden dekonstruiert. Dazu passt ein Ausstellungstitel wie „Aufstand der textilen Zeichen“. Nebenbei wird durch das Ausstellen selbstgemachter, recycelter Mode auf eine Alternative zu herkömmlicher Stangenware aus fragwürdigen Produktionsbedingungen verwiesen. Während bei einer Catwalk- und Klangperformance nur teilweise eine Interaktion zwischen Akteur*innen und Publikum stattfindet, inszeniert Stephanie Müller auch öffentliche Performances, die zum Mitmachen auffordern und die Gegenüberstellung von und die Distanz zwischen Performenden und Zuschauenden aufheben. Eine ihrer Methoden in Kooperation mit anderen Künstler*innen und Musiker*innen ist das public recording, eine interaktive Klanginstallation mit Aufzeichnungsmöglichkeit im öffentlichen Raum, bei der sich jeder* zu jedem beliebigen Aktionszeitpunkt einbringen oder zuhören, mit Instrumenten und Objekten klanglich experimentieren, eigene Soundmaschinen bauen und letztlich auch Klänge und Geräusche aufzeichnen kann. Das Instrumentarium wird gestellt oder entsteht spontan, für Aufzeichnung und Schnitt wird einfache Technik und Free-ware verwendet, die Performance ist als Anleitung zu verstehen, eigenständig mit diesen Soundmethoden weiterzuarbeiten.

Sehr gerne inszeniert Stephanie Müller DIY-Workshops, in denen sie die Teilnehmenden (u. a.

auch Geflüchtete, Schüler*innen) ermuntert, selbst Mode zu machen, Schnittmuster zu hacken oder klingende Kleidungsstücke herzustellen. Sie bringt unterschiedlichste textile und technische, i. d. R. gebrauchte, Materialien mit – in dem Materialwust können auch alte Filmbänder oder ausgebaute Lautsprecher auftauchen. Derartige aussortierte Textilien und Objekte nehmen die Angst davor, einfach draufloszuwerkeln, da nichts Wertvolles kaputtgehen kann. Vielmehr sind Fehler ausdrücklich erlaubt – Scheitern gehört zum Prozess, aus dem wieder Neues entsteht, einem ihrer Ausstellungstitel gemäß: „Ein Fehler machen alle Fehler machen ordentlich Fehler machen“. Die Künstlerin erklärt den Umgang mit Nadel und Faden, mit der Nähmaschine und weitere Schneiderhandgriffe, aber auch, wie neue Perspektiven auf Materialien oder Kleidungsstücke eingenommen werden können. An Soundtextilien wird gemeinsam gelötet, und es werden Lösungen ausgetüftelt, Textilien und Technik funktional zu verbinden. Generell kann in Stephanie Müllers Workshops jede* machen, was sie* will. Ohne thematische Vorgaben, so ihr Eindruck, entstehen die besten Ideen, manchmal auch im Kollektiv. DIT ist für sie eine Strategie, von den Einzelnen den Druck zu nehmen, alles selbst können zu müssen und immer produktiv und kreativ zu sein. Vor Ideenklau hat sie keine Angst und vermittelt das auch den Teilnehmenden in ihren Workshops: „Manche Themen interessieren einfach alle, aber jeder geht doch anders heran. Und im Machen entstehen dann nochmal ganz neue Ideen.“ Die Angst, dass einem eine Idee entwendet werden könnte, verhindere nur das Entstehen neuer Dinge. Und weil sie im Workshop so entschieden zu dekonstruierenden Strategien ermuntert, entwickeln sich nicht

selten unerwartete und ungewöhnte Beziehungen zu den hergestellten Dingen. Manche Textilien oder Objekte nehmen die Teilnehmer*innen zwar mit nach Hause, manches wird aber auch sogleich getauscht, dem öffentlichen Raum überlassen oder sogar wieder aufgetrennt, in seine Bestandteile zerlegt und dann zum Ausgangsmaterial für neue Techniken und Aneignungen.

Name

**rag*treasure
(ein Projekt von
Stephanie Müller)**

Rechtsform

**freischaffende
Künstlerin**

Gründungsjahr

2002

Mitglieder/Aktive

**Stephanie Müller,
an verschiedenen
Künstlerkollektiven
beteiligt
(Band beißpony,
Splittergruppe,
abArt, Fadenlauf,
Yara e.V.)**

Wo

**München,
auch internationale
Ausstellungen,
Performances,
Konzerte
und Stipendien-
aufenthalte**

Finanzierung

**Honorare,
Stipendien**

Medien

**ragtreasure.de,
flachware.de/
stephanie-mueller,
facebook.com/
rag.treasure**

**Ästhetik
des Unfertigen:
rag*treasure**

Eine Bibliothek für Dinge: Leihladen Leila

Im Nachbarschaftshaus in der Fehrbelliner Straße 92 in Berlin-Prenzlauer Berg residiert in drei Räumen der Leihladen mit dem sprechenden Namen Leila. An den Wänden stehen Regale, gefüllt mit Dingen des täglichen Lebens: kleinere Haushaltsgeräte, Werkzeuge, Computer, Spielzeuge und Sportgeräte, um nur die wichtigsten zu nennen. Leila ist ein Arsenal von Dingen, die – nach Rubriken sortiert – zur Ausleihe bereitstehen. Hier geht es nicht pedantisch zu, sondern locker. Die Sachen haben ihren Platz, sind aber einfach nebeneinandergestellt bzw. aufeinandergestapelt, ohne geringsten Ehrgeiz, den Zauber eines Ausstellungs- und Verkaufsraums heraufzubeschwören. Auch die Einrichtung spricht diese Sprache: Das Mobiliar ist zusammengesucht und die Heizungs- und Wasserrohre, die unter der niedrigen Decke entlanglaufen, sind nicht verkleidet. Die Anmutung ist äußerst schlicht. Die Dinge wirken hier eher durch ihre eigenwillige Zusammenstellung: ein kleines Refugium für Schatzsucher* und für Leute, die sich von Dingen gerne Geschichten erzählen lassen. In erster Linie aber geht es um den praktischen Nutzen des hier versammelten Leihbestandes. Im Eingangsbereich stehen ein Schreibtisch und ein Sofa. An den Wänden hängen Plakate von Projekten oder Veranstaltungen, mit denen man sympathisiert. Leila ist auch ein

Treffpunkt. Man kommt auch her, um sich auszutauschen. Die Tür steht offen. Die Argumente, hier mitzumachen, sind auf der Website leila-berlin.de veröffentlicht, wo es heißt: „Leihen statt Kaufen. Leila ist günstig, ist nachhaltig, schafft Platz.“ Der Überfluss, in dem so manche Wohnung erstickt, wird mit der Aufforderung adressiert: „Befrei dich von deinen Staubfängern!“ Im Kopf der Website sind als grafische Landschaft der Dinge zu sehen: ein Rasenmäher, ein Tennisschläger, eine Leiter, eine Bohrmaschine und ein Grill. Alle stehen bereit und wollen ausgeliehen werden. Organisiert wird das Netzwerk aus Verleihern* und Leihern* wie folgt: Entweder man erwirbt für einen niedrigen Beitrag (im Dezember 2015 mindestens 1 Euro pro Monat) eine Mitgliedschaft, die Zugang zum Bestand des Ladens eröffnet, oder/und man bringt selbst Dinge ein, die als Leihgut angenommen werden, und erhält als Gegenleistung den Zugang zum Bestand. Die Mitgliedsbeiträge dienen in erster Linie dazu, die Miete für den Laden abzudecken. Alles Weitere wird über das freiwillige Engagement der Betreiber* des Ladens bewerkstelligt. Mit dem Laden korrespondiert eine freizugängliche Onlinedatenbank („Library of Things“), die über den Bestand und die aktuelle Verfügbarkeit informiert. Die Suche nach „Tennisschläger“ fördert u. a. vier Tischtennisschläger zutage mit dem humorvollen Hinweis: „Insgesamt vier Stück für dein Traumdoppel“. Man erfährt: Beim Leihen von wertvolleren Dingen muss ein

Pfand hinterlegt werden. Einen weiteren Zugang präsentiert die nach Rubriken sortierte, mit Fotos und Produktangaben angeereicherte Liste, und man staunt, wie groß das Angebot ist. Trotz der vorhandenen Vielfalt wird der Bestand über Suchanzeigen auf der eigenen Website ständig erweitert. Wer jedoch meint, er oder sie könne ihren Schrott bei Leila abgeben, liegt falsch, denn Leila ist Mitglied der Initiative „Murks? Nein danke!“. Ganz im Einklang mit dieser Initiative zur Transparentmachung von Produkten mit geplanter Obsoleszenz fordern auch die Macher*innen von Leila, dass Dinge eine lange Lebensdauer haben und dass sie möglichst intensiv genutzt werden können. Eine Bohrmaschine, die innerhalb ihrer Lebensdauer nur einige Dutzend Mal zum Einsatz kommt, ist aus ihrer Sicht Geld- und Ressourcenverschwendung. Ihnen geht es darum, so viele Dinge wie möglich so vielen wie möglich verfügbar

Name

Leila

Rechtsform

eingetragener Verein (GeLa e.V.)

Gründungsjahr

2012

Mitglieder/Aktive

acht Teammitglieder, ca. 900 Nutzer*innen

Wo

Berlin und Wien

Finanzierung

Mitgliedsbeiträge

Medien

**leila-berlin.de,
facebook.com/
Leila--
383065681713031**



wissenschaftlichen Aufsätzen über Onlinevideos und Wikipedia-Einträge bis hin zu allgemeinen Informationen zur Sharing Economy. Diese Dimension von Leila mag man auf den ersten Blick unterschätzen; sie ist aber im Kern des Projektes angesiedelt, dem es um Teilen im umfassenden Sinne geht. Die zirkulierenden Dinge sind nur ein Teil davon. Den zahlreichen Medienberichten über Leila ist zu entnehmen, dass die Idee in den vergangenen Jahren großen Widerhall fand. Dazu passt, dass Leila 2015 das Qualitätssiegel von Werkstatt N des Rates für Nachhaltigkeit erhielt. Besonders nah steht Leila anderen Leihinitiativen, Umsonstläden und Leihgruppen und natürlich vor allem Leila Wien. Viel Engagement investieren die Initiatoren* in die Verbreitung ihres Konzeptes, reisen zu öffentlichen Veranstaltungen, teilen ihre Erfahrungen mit Interessierten. Die Website wirbt aktiv für die Bekanntmachung und versorgt Interessenten mit praktischen Hinweisen. Leila verortet sich in der Nähe von Social-Franchise-Projekten, die die von ihnen entwickelten innovativen Zugänge zu Problemen offen zur Verfügung stellen und sie als „gedankliche Software“ oder als „Betriebssystem“ definieren. Man bringt damit zum Ausdruck, dass man einen Schlüssel zur Lösung von Problemen gefunden hat, den man anderen gerne zur Verfügung stellt. Dies geschieht reflektiert und methodisch. Der Angriffspunkt ist das als Eigentum definierte Besitzverhältnis, die Lösung ist Teilen.

zu machen, und damit neben dem praktischen Beitrag auch ein Umdenken in Bezug auf das Dingverhältnis in die Wege zu leiten. Diese politische Haltung verbindet die Gerechtigkeits- mit der Nachhaltigkeitsdimension. Umgesetzt wird dies über die Herauslösung der Dinge aus dem Konsum und ihre Einfügung in einen anderen, kollektiven Nutzungszusammenhang. Über Leila werden sie Teil einer neu sich formierenden Güterallmende. Sie werden zum Zirkulieren gebracht, ohne dass Geld fließt. Um dies zu gewährleisten, braucht es eine Organisation, die die angestrebten Ziele regelbasiert und zuverlässig umsetzt: Neben der Mitgliedschaft gibt es klare Modalitäten für das Ausleihen, die den Zeitraum und den Zustand der geliehenen Dinge bei Rückgabe definieren. Auch eine (maßvolle) Säumnisgebühr gibt es, wenn sie länger behalten werden als vereinbart. Bei Verlust des entliehenen Gegenstandes besorgt man einen gleichwertigen, und das Problem ist gelöst. Daran zeigt sich, dass Leila für die praktischen

Fragen des Ver- und Entleihens eigene, zugleich allgemein gültige wie auch pragmatische und freundliche Lösungen in petto hat: So wird die Dauer des Leihvorganges im Gespräch individuell festgelegt – nach Bedarf. Man wirkt aber auch der Neigung entgegen, dass einzelne Dinge quasi in den Besitz der Leihenden übergehen. Diese Praxis zielt darauf ab, das exklusive Besitzverhältnis zu den Dingen aufzuweichen und durch den zeitlich begrenzten „Zugriff bei Bedarf“ zu ersetzen. Leila Berlin ist Mitglied von Transition Town Pankow und dadurch in einen größeren soziokulturellen Kontext sowie in ein informelles Netzwerk von Projekten eingebettet. Dieses begegnet den Herausforderungen des Klimawandels durch Initiativen, die auf einen nachhaltigen Lebenswandel abheben. Soziale Innovationen wie Leila sind Teil des Experiments.

Ein weiterer Zusammenhang, in dem Leila sich verortet, ist die Commonsbewegung. Wie aktiv man sich am Community-building-Prozess beteiligt, illustriert die Website, die sorgfältig recherchierten Content zu den relevanten Themen bereitstellt. Das Spektrum reicht von



Trust your trash: Kulturlabor Trial&Error

Ein Laden und eine Werkstatt, die auch Materiallager und Büro sind, beide klein und voll, aber mit Ordnungssystem: Im vorderen Raum stehen Regale voll mit Kleidungsstücken an den Wänden, auf einem finden sich eine Erläuterung des Tauschladenprinzips und die Spendendose. Zwei Nähmaschinenarbeitsplätze ermöglichen sofortige Änderungsarbeiten. Eine Sofaecke lädt zum Kaffeetrinken ein, wobei man sich Kaffee und Tee gerne selber machen darf. Hinter einem Vorhang geht es zur Küche. Die Werkstatt nebenan dient als Lagerraum für Materialien aller Art, um Upcyclingworkshops zu bestücken, außerdem als Büro und Versammlungs- bzw. Besprechungsraum. In der Mitte sticht

ein großer Tisch hervor (groß genug für Bau- und Bastelarbeiten), an den Rand gequetscht zusätzliche Arbeitsplätze für Büroarbeiten. Eine Wand ist komplett der Aufbewahrung von Material vorbehalten, bis zur Decke gestapelt, eine Leiter steht an der Wand. Alles ist sorgfältig (teilweise mehrsprachig) beschriftet. Der Raum ist durchdacht und trotzdem ein Provisorium.

Bei schönem Wetter stellen die Betreiber*innen die Kleidungsstücke vor den Laden, die Nachbarschaft stellt sich ein paar Stühle dazu und versammelt sich beim Kleiderständchen. Einer Nachbarin gefällt die Belebung ihrer Straße so gut, dass sie regelmäßig Teller mit selbstgekochtem Mittagessen herunterbringt und sich dazugesellt.

Der Zweck des Ganzen ist es, als Operationsbasis zu dienen für die Planung von Workshops

und Aktionen, außerdem als Medium für die Kommunikation mit der Nachbarschaft zur Erkundung neuer Tauschverhältnisse, als Ausgangspunkt, um in Sachen Recycling aktiv zu werden, um Dinge an andere weiterzugeben (Tauschladen) oder einer neuen Verwendung zuzuführen (Re-use und Upcycling). Es geht nicht nur darum, Müll zu reduzieren, sondern mehr noch das Konzept „Müll“ zu hinterfragen, Sehgewohnheiten zu verändern, sich anders in der (Ding-)Welt zu verorten, darüber handlungsfähiger zu werden und Abhängigkeiten zu reduzieren.

Ruuta Vimba und Julia Verneresson entdecken das Upcyclingprinzip, als sie einen Workshop für Freund*innen planen und, weil sie kein Geld haben, um dafür Material zu kaufen, auf ausgedientes Verpackungsmaterial zurückgreifen. Der

Workshop ist ein Erfolg, schnell spricht sich herum, dass sie „was mit Müll machen“, wenig später sind sie dann schon auf der THEKEY.TO („Event für grüne Mode, nachhaltigen Lebensstil und nachhaltige Kultur“) dabei und produzieren Müllfashion:

Name

**Kulturlabor
Trial&Error e.V.**

Rechtsform

**eingetragener
Verein**

Gründungsjahr

2010

Mitglieder/Aktive

**Kollektiv und einige
Praktikant*innen,
Nachbarn*,
Kiezbevölkerung,
Workshopteil-
nehmer*innen,
Schüler*innen; der
Verein betreibt
eine Offene Werk-
statt, einen Tausch-
laden und richtet
alljährlich das
Recycled Creativity
Festival aus.**

Wo

Berlin-Neukölln

Finanzierung

**wenig Geldbedarf,
Projektanträge,
Honorare, in
geringem Umfang
Spenden (im
Tausch gegen
Klamotten im
Laden) und frei-
williges
Engagement**

Medien

**trial-error.org,
mastazine.net,
recycledcreativity.
info**

**Trust your trash:
Kulturlabor
Trial&Error**

„Wir hatten überhaupt keine Erfahrung, wir haben da krasse Sachen gemacht, Plastiktüten zusammengeschmolzen, wir wussten überhaupt nicht, dass das alles toxisch ist, aber mit irgendwas muss man ja anfangen.“

Was zunächst nur eher zufällig passierte, wird zum Programm: Müll als Material zu betrachten und sich dieser umsonst zur Verfügung stehenden Ressourcen zu bedienen. Zunächst planen sie, ein Social Business, so etwas wie „eine Bastelstube“ aufzumachen. Aber sehr schnell sammelt sich um die beiden ein Kollektiv und es geht in Richtung Kunst, Bildung und politische Aktion. In ihrem nächsten Projekt nähen sie eine Tasche aus den ausgedienten Klamotten, die die Leute zum Workshop mitbringen, und führen Interviews, welche Beziehungen die Leute zum Mitgebrachten haben.

Sie kritisieren nicht einfach einen übertriebenen, schädlichen Konsum, sondern laden ein, die Dinge neu zu inspizieren. Sie praktizieren das Ganze als Selbstermächtigungsstrategie: Man entzieht sich dem Plan (wie die Sachen zu benutzen wären) und dem vorgefertigten Leben. Aber um Respekt geht es ihnen auch: Die Dinge haben eine Geschichte und sie repräsentieren gesellschaftliche Machtverhältnisse; weder sozial noch ökologisch ist die gegenwärtige Produktionsweise nachhaltig, auch darauf wollen sie mit ihren Interventionen aufmerksam machen.

Die Themen Re-use und Upcycling liegen in Berlin schon seit längerem in der Luft, als sie mit ihren Workshops anfangen. Schnell findet sich Trial&Error im inoffiziellen Berliner Upcyclingnetzwerk wieder. Schon im ersten Jahr bekommen sie viele Anfragen: „Wir haben immer ja gesagt, sind mit unseren IKEA-Taschen voller Materialien los und haben Workshops

gemacht. Hat viel Energie gekostet und finanziell nichts gebracht.“

Eine Zeitlang arbeiten sie mit der Open Design City zusammen, später ziehen sie ins Funkhaus Grünau und übernehmen dann schließlich den Laden in Neukölln, der bereits als Ort des Tauschens eingeführt ist. Hier hatte eine Freundin sporadisch ihre ausrangierten Dinge an die Nachbarschaft verschenkt: „Seit vier Jahren kennen die Leute hier diesen Ort. Auch wenn sie nicht einverstanden sind, was wir unter Tauschen verstehen, kommen sie vorbei.“ Sprich, sie nehmen das Angebot, sich im oder an einem unkommerziellen Ort zu versammeln, wahr.

Sie fädeln sich in die nachbarschaftlichen Beziehungen ein, vernetzen sich mit dem Café von nebenan, mit einer Galerie, mit der Initiative Stadtagenten, kooperieren mit Schulen und dem Familiensozialzentrum, bauen und verleihen ein Lastenrad, nutzen den Werkzeugverleih.

Schnell wird ihre Arbeit auch vom Quartiersmanagement entdeckt und inzwischen auch unterstützt, aber lebenshaltungskostendeckend sind ihre Aktivitäten nur bedingt, deshalb, so Ruuta Vimba, beteiligen sie sich auch an der Foodsharing-Plattform, einige von ihnen versuchen, ohne Geld zu wohnen. Netzwerkbilden gehört mit dazu, wenn man eine Ökonomie ohne Geld aufbauen will.

Nach zwei Jahren in der Mareschstraße mussten Projekt und Laden 2016 in die Braunschweiger Straße umziehen: Sie bleiben in Berlin-Neukölln. Jetzt haben sie mehr Platz, allerdings auch eine höhere Miete. Die muss jetzt die Community aufbringen. „Eine Chance und ein Risiko“, bilanziert Ruuta Vimba.

